

politischen Linie verhindert, aber welcher Außenminister hätte sich darüber hinwegsetzen können! Solche Briefe sind um so wertvoller, weil die übrige Korrespondenz Berchtolds, die sicher sehr umfangreich war, zum größten Teil entweder verloren oder nicht zugänglich ist.

Abschließend ist also zu sagen, daß die Erschließung einer neuen Quelle für eine historisch so entscheidende Zeitperiode jedenfalls von großem Interesse sein muß, selbst wenn es sich um Ereignisse handelt, die schon längst der Gegenstand eindringlichster und breiter Forschung waren. Ob es nun auf eine Bestätigung schon bekannter Ergebnisse oder neue Beleuchtung innerer Zusammenhänge hinausläuft, so ist doch jedenfalls sicher, daß diese Quelle nicht unberücksichtigt bleiben darf, besonders weil sie das Denken und Handeln eines Staatsmannes betrifft, der wie kaum ein anderer so sehr im Kreuzfeuer der Kritik stand und dessen Entscheidungen von so schicksalschwerer Bedeutung für Österreich und Europa waren. Deshalb hat auch die Kommission für neuere Geschichte Österreichs die Veröffentlichung der Tagebücher übernommen. Die Herstellung eines kritisch einwandfreien Textes dürfte allerdings eine mühevollere Arbeit sein.

## **Ein Hanseat sah das alte Österreich**

Erinnerungen von WILHELM SCHÜSSLER (Hemer)

Vielleicht ist es erlaubt, dem verehrten Jubilar statt einer eigenen Forschung als kleine Gabe jene Erinnerungen darzubringen, die sich auf Österreich beziehen. Denn vielleicht gehört auch das Interesse eines Hanseaten für Österreich zu den Tatsachen, die spätere Historiker in irgendwelche Entwicklungslinien einordnen.

In meiner Vaterstadt Bremen gab es sehr viele Leute, die jahrelang in England, Nord- und Südamerika, in Ostasien und Indien zugebracht, aber sicher nur ganz wenige, die sich jemals längere Zeit östlich der Elbe oder gar in Österreich aufgehalten hatten. Die atlantische Stellung der Hansestädte war eben entscheidend. Überdies war dem rationalen Kaufmann, aber auch dem sogenannten „Gelehrten“ das Problem Österreich viel zu kompliziert. Gerade im nordwestdeutschen Raum hatte man die kleindeutsche Reichsgründung Bismarcks und damit das Ausscheiden des Vielvölkerstaates



aus Deutschland 1866 warm begrüßt — nachdem man allerdings sicher war, in einem von Preußen geführten Reiche seine Selbständigkeit zu erhalten . . . Was eigentlich der „österreichische“ Doppeladler auf dem Schilde des Roland vor dem Rathaus und auf dem Haus des Kaufmanns-Konventes, auf dem „Schütting“, bedeutete, konnten wohl nur wenige geschichtlich Gebildete sagen. Vom alten Reiche drang in der Schule nur eine sehr dunkle Kunde zu den jungen Leuten; man wurde belehrt, welches Glück Napoleon dem deutschen Volke dadurch bereitet habe, daß er dieses, lange Jahrhunderte sterbende, Gebilde beseitigte.

Wie war es möglich, daß ich, der Sohn eines aus Oldenburg stammenden Arztes und einer Bremer Mutter, mich für Österreich interessierte, obwohl ich damit schon auf der Schule völlig vereinsamt blieb? Die Antwort ist: nachdem ich eines Tages, als Tertianer, die Völkerkarte Mitteleuropas studiert und zu meinem Staunen entdeckt hatte, daß ja längst nicht alle Deutschen in dem viel gefeierten deutschen Reiche vereinigt waren! Unfaßbar, daß 10 bis 12 Millionen vor den Toren lebten, in fremden Ländern, in Österreich, in Ungarn, in Rußland usw. Ich erinnere mich genau, wie ich damals mit dem Bleistift die neue Reichsgrenze zog, welche Böhmen und Deutsch-Österreich einschloß, und wie ich darüber schrieb „the greater Germany!“ Von da an verfolgte ich in den Zeitungen mit größtem Eifer alle Nachrichten aus Österreich; denn ich wartete sehnsüchtig auf den raschen Zerfall. Seitdem las ich immer die Meldungen aus Wien und Budapest zuerst, um mich von dem nahenden Glück eines Großdeutschland zu überzeugen.

Kurz danach lieh jemand meinem Vater das herrliche Werk von Heinrich Friedjung, „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“. Ich stürzte mich darauf. Wenn jemals ein Buch als „Begegnung“ ein Schicksal für den Lebenden wurde, so war es mir jenes Werk. Wie oft habe ich es als Schüler gelesen, so daß ich noch heute ganze Sätze auswendig kann, wie brennend war mein Wunsch, auch einmal Historiker zu werden und so etwas schreiben zu können! Vor allem aber: mein Verhältnis zur Donau-Monarchie wurde von Grund aus geändert. In jenen Jahren verschlechterte sich die Weltlage für die Mittelmächte immer deutlicher, und immer ängstlicher wurde die Frage, ob der Zerfall des alten Österreich und die Hereinnahme zum mindesten der deutschen Alpenländer in das Reich wirklich eine Verstärkung unserer Stellung in der Welt bedeuten würde? Nein, im Zeitalter der Weltmächte war die Grundlage unserer Macht



so schmal, daß man das Dasein eines lebensfähigen großen Österreich im Südosten garnicht entbehren konnte! Von diesen Überlegungen an war mein Interesse ausgewechselt. Nicht mehr die Symptome des nahen Zerfalles wollte ich aus der Presse entnehmen, sondern vielmehr der Gesundung, der Kräftigung, der Staatsreform. Auch wegen der Kompliziertheit aller österreichisch-ungarischen Verhältnisse studierte ich diese Dinge; und nicht zuletzt erhoffte ich eine Lösung der Nationalitätenfragen, so daß Österreich als erster Staat vieler freier Völker das Modell für ein vereintes Europa abgeben könne.

Mit diesem brennenden und ausschließlichen Interesse bezog ich 1908 die Universität Freiburg und verschaffte mir in den Vorlesungen, vor allem aber durch die Lektüre unzähliger Bücher und Broschüren über das österreichische Problem die mir noch fehlenden Einzelkenntnisse. Als Beweis dafür, wie naiv ich damals war, will ich nur zweierlei anführen. Ich verfaßte immer wieder Aufsätze für Zeitungen und Zeitschriften, in der Überzeugung, daß es meiner Darstellung schon gelingen würde, m e i n e Ansicht über Österreich durchzusetzen. Dann, vor allem, fragte ich meinen verehrten Lehrer Meinecke, was er zu den verschiedenen Schriften von Karl Renner (Rudolf Springer, Synoptikus etc.) sage und war sehr erstaunt, daß ein Professor (also eine Art von Halbgott) nicht alles kenne und gelesen habe. Wenn eine Sendung der bestellten Bücher und Schriften angekommen war, lief ich atemlos in meine Wohnung, um die ganze Nacht zu lesen. So etwa das Werk des von den Madjaren vertriebenen ungarischen Rumänen Aurel Popovici „Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich“; die Karte des von ihm geplanten Bundesstaates von 16 Einzelländern hing ich eingerahmt über mein Bett. Aber nicht genug damit; ich habe viel Zeit damit verbracht, eine Verfassung der Gesamtmonarchie, nach dem Ende des fluchwürdigen Dualismus, auszuarbeiten, in welcher die beiden Grundgedanken, nämlich das territoriale Prinzip (Popovici) und das personale (Renner) berücksichtigt waren. Im Winter 1908/09 lernte ich als Gast einer Studentenverbindung einen jungen ungarischen Baron Podmaniczky kennen, dem ich in unglaublicher Taktlosigkeit das Ende der madjarischen Vorherrschaft und die notwendige Gründung der Vereinigten Staaten von Groß-Österreich auseinandersetzte. Ich höre noch seine Entgegnung „aber Ungarn ist doch ein Königreich!“ Und ich weiß noch, wie ich den anderen Kommilitonen auseinandersetzte, daß die Madjaren das Ende der Donaumonarchie und damit



unser aller Unglück herbeiführen würden — eine nicht sehr schwere Prophezeihung.

Natürlich wählte ich mir als Thema meiner Doktorarbeit eines aus der Geschichte des geliebten, aber noch unbekanntes Landes „Die nationale Politik der österreichischen Abgeordneten im Frankfurter Parlament“. Lange habe ich mit der Frage gerungen, ob ich nicht das ganze mitteleuropäische Nationalitätenproblem behandeln sollte, also auch den Reichstag von Kremsier und seine Verfassung. Aber es blieb bei dem ersten Thema, dem Meinecke zustimmte.

Und dann? Nach dem Studium selbstverständlich nach Österreich, nach Wien! Ich hatte mir vorgenommen, als Habilitationsschrift die kritischen Jahre 1867 bis 1871 zu behandeln, vor allem die Haltung der Deutschen Habsburgs. Im Mai 1913 suchte ich mir in Wien ein Zimmer, gottlob ein gutes und reinliches auf der Wieden; denn am Schwarzen Brett der Universität hatte ich unzählige Angebote gelesen mit dem ominösen Beisatz „garantiert wanzenfrei“.

Herrliche Stunden auf der Bibliothek! Und da wurde mir klar, daß eigentlich alle Probleme Österreichs, Deutschlands und Mitteleuropas im 19. Jahrhundert in einer einzigen Person lebendig gewesen waren, nämlich in Schmerling, den ich als Abgeordneten im Frankfurter Parlament in meiner Dissertation behandelt hatte. Welche köstliche Aufgabe, sein Leben zu beschreiben! Aber da kam die Enttäuschung; ich erfuhr, ich glaube durch Samassa, daß schon Ferdinand Bilger in Graz an dieser Arbeit sitze! Natürlich fuhr ich gleich zu ihm und mußte nach eingehendem Gespräch von meinem Plan mit tiefem Bedauern zurücktreten. Wenn ich geahnt hätte, daß er sein Werk niemals schreiben würde! Aber die Reise war nicht umsonst; ich gewann in diesem lebenswerten und lebenswürdigen feinsinnigen Manne einen Freund, der mein Leben begleitet hat, bis zu seinem Tode. Und darüber hinaus erkannte ich, daß die deutsch-österreichische „Provinz“, die damals noch so wenig industrialisiert war, das schöne Deutschland unserer Großväter war, ehe das moderne Tempo alle Lebensverhältnisse umwandelte.

Aber selbstverständlich nahmen mich die politischen Fragen viel mehr gefangen, als die wissenschaftlichen. Durch frühere Beziehungen kam ich in Wien in das Haus eines Arztes, der gerade eine Broschüre über die Rechtsbeständigkeit des Oktoberdiploms von 1860 veröffentlicht hatte, und der mich nun zu dem verehrten Aurel Popovici brachte. Natürlich war schon der Anblick seines Arbeits-



zimmers von tiefer Wirkung; denn überall, auf dem Schreibtisch, an den Wänden, waren Lichtbilder oder Aquarelle zu sehen, die den künftigen Retter Österreichs in allen Lebenslagen, zu Pferde und zu Fuß, in Uniform und in Zivil darstellten — den Erzherzog Thronfolger Franz-Ferdinand! Und dann die Gespräche und Erzählungen! Ich war schon längst vor meinem Wiener Aufenthalt davon überzeugt, daß an diesem Manne buchstäblich das Schicksal Österreichs, Deutschlands, ja Europas hänge. Wenn ich mir überhaupt für irgendetwas ein Verdienst zuschreiben darf, so ist es diese früh gewonnene Erkenntnis. Wie glühend war 1913 mein Wunsch, einmal den Chef der Militärkanzlei des Thronfolgers, Oberst Karl Bardolff sprechen zu können! Aber es ist eine alte Wahrheit, daß die Erfüllung unserer heißesten Wünsche meist um viele Jahre zu spät kommt, wenn die Freude nicht mehr so groß sein kann. Trotzdem, als ich ihn 1937 kennen lernte, da erfuhr ich noch weit mehr von ihm, als was er in seinem Buche „Soldat im alten Österreich“ erzählt.

Einen anderen Wunsch aber konnte ich mir erfüllen: Friedjung zu besuchen und ihm zu danken für die Bestimmung meines ganzen Lebensweges. In stundenlanger Unterredung besprachen wir das ganze Problem des Habsburger Reiches und besonders den Dualismus. Ich erinnere mich noch an mein Erstaunen darüber, wie der große Historiker sich gegen ein föderalistisches Gesamt-Österreich aussprach.

An dieser Stelle darf ich vielleicht einschieben, daß meine genauere Kenntnis der österreichischen Geschichte mich zu einer „Revision“ meines einseitig preußisch-kleindeutschen Geschichtsbildes führen mußte, das ich auf der Schule und auf der Universität gelernt hatte. Die christlich-föderative Weltidee des alten Reiches, dessen östliche Hälfte, dessen ehrwürdiger Rest die Habsburger Monarchie war, wurde mir jetzt erst klar. Und damit auch die unleugbare Problematik des Bismarck'schen Werkes, vor allem die Ausstoßung Österreichs aus Deutschland mit all den furchtbaren Folgen. In jugendlichem Radikalismus hätte ich damals wohl dem Schulaufsatz eines späteren Mainzer Freundes zugestimmt, der als Sekundaner über Friedrich den Großen geschrieben hat „Leider gelang es der großen Kaiserin nicht, den frechen preußischen Rebellen rechtzeitig niederzuschlagen“. Erst die Reife der späteren Jahre ließ mich erkennen, daß unser deutsches Schicksal nun einmal zwischen Wittenberg und Rom, zwischen Berlin und Wien, zwischen Preußen und



Osterreich, zwischen Bismarck und Franz Joseph liegt, und daß es nicht möglich ist, ein „entweder-oder“ zu sagen. Zwischen diesen beiden Polen hat sich mein wissenschaftliches und persönliches Leben abgespielt. Und Osterreich war auch für mich ein Schicksal; denn Freundschaften und Feindschaften und arge Mißverständnisse hängen mit meiner Haltung zusammen.

So gährte es in mir in jenem Sommer 1913. Dann aber galt es, die Länder und Provinzen des Habsburger Reiches kennen zu lernen. Denn mir schwebte der Plan vor, meinen ahnungslosen reichsdeutschen Landsleuten endlich in faßbarer und verständlicher Form die wahren Probleme Osterreichs und die möglichen Lösungen darzustellen. (Mein Buch „Das Verfassungsproblem im Habsburger Reich“ erschien im Herbst 1918). Mein Vater stellte mir für die Reise die nötigen Mittel zur Verfügung; und so durchfuhr ich in den schönen Sommermonaten des Jahres 1913 die Monarchie, Böhmen, Mähren, Galizien, Bukowina, Siebenbürgen, Banat, Ungarn, Kroatien, Slawonien usf. Ich hatte von der Leitung des VDA Briefe und Empfehlungen mitbekommen. Aber noch eindrucksvoller als solche Besuche waren mir die Gespräche mit unzähligen Menschen auf meiner Reise, mit Gebildeten und Ungebildeten. Alle Welt empfand dumpf, daß das Schicksal an die Tore pochte. Zwar hatte ich im Hofe der Wiener Burg gesehen, wie die zum Empfang beim Kaiser anfahren den „Delegationen“ sich in ihren prächtigen Uniformen und Trachten versammelten, als sei diese Welt unerschütterlich. Aber als ich im Wagen von Dornawatra (Bukowina) über den Borgo-Paß nach Siebenbürgen fuhr, machte Rumänien mobil, um in den zweiten Balkankrieg einzugreifen. Und besonders in Kroatien und den südslawischen Ländern war die Verzweiflung über das zu lange Leben des Kaisers Franz Joseph offenbar; die Hoffnung auf Franz Ferdinand war im Sinken. Der „Zufall“ dieser Langlebigkeit barg unser aller Schicksal.

Ich selbst hatte im Juni 1913, vor Antritt meiner Reise, ein unvergeßliches Erlebnis. Es war ein strahlender Sommertag, mit einzelnen weißen Wolken, als ich in der Zeitung von schwerer Erkrankung des Kaisers las. Das meldete ich meiner Wirtin freudestrahlend mit der Bemerkung, daß jetzt Franz Ferdinand den Thron besteigen werde! Da lächelte sie überlegen und sagte nur „Der kommt nie auf den Thron!“ Mir blieb buchstäblich das Herz stehen. „Warum denn nicht?“ fragte ich. Da antwortete sie „das Volk sagt's“. Es war wirklich, als ob eine Wolke die Sonne verdunkelt und die ganze strah-



lende Welt — die Welt des Friedens, der Sicherheit, des Wohlstandes, der Kultur, der Hoffnung — in Grau verwandelt, als ob das Ereignis der Zukunft seinen Schatten vorausgeworfen habe!

Was war der tiefste Eindruck meiner Reise? Kurz gesagt: neben der überwältigenden Klarheit über die Folgen der selbstmörderischen Politik der Madjaren gegen Rumänen und Südslawen und gegen Österreich die Tatsache, daß die deutsche Sprache allgegenwärtig war, ebenso wie die Wiener Kultur und die Wiener Lebensart! Man muß in Czernowitz oder Kronstadt, in Budapest oder in Agram, in Prag oder in Brünn oder Sarajewo die ungeheure Kraft erlebt haben, die von Wien ausstrahlte, dieser unvergleichlichen Kaiserstadt zwischen Alpen und ungarischer Ebene, um das alte Österreich zu verstehen. Man muß dann die alte k. u. k. Armee erlebt haben mit 70% deutscher Offiziere, mit der deutschen Kommandosprache, mit ihrer alten stolzen Überlieferung. Ja, sie war mit der Regimentssprache der Mannschaften ein Abbild des wahren, des künftigen Österreich, mit der Freiheit aller Völker in höherem Verbände . . . Ich habe mit vollem Bewußtsein der geschichtlichen Beziehungen in Wien am 16. Oktober 1913 erlebt, wie die Jahrhundertfeier der Schlacht bei Leipzig vor sich ging. Bosnische Infanterie mit dem roten Fez säumte den Schwarzenberg-Platz. Im offenen Wagen kam Kaiser Franz Joseph, der Nachkomme so vieler deutscher Kaiser, und legte, in kerzengrader Haltung, am Denkmal des Führers der verbündeten Heere einen Kranz nieder, dem Befreier Deutschlands! Und dann marschierten auf der Ringstraße Truppenteile aller jener Regimenter vorbei, die bei Leipzig gefochten hatten. Unter den Klängen des Radetzky- und Prinz-Eugen-Marsches trugen sie ihre alten zerfetzten Fahnen und Standarten zur Gruppe der hohen Würdenträger, an deren Spitze der Erzherzog Thronfolger stand, der das Fahnentuch befühlte. Neben ihm Conrad von Hötzendorf. Die letzte Gloriole des alten deutschen Österreich!

Von dem furchtbaren Eindruck will ich schweigen, den die Ermordung Franz Ferdinands auf mich machte, und von der Überzeugung, daß jetzt alles verloren sei. Wenn Feldmarschalleutnant v. Bardolff in seinem Buche von dem bodenlosen Sturz in den Abgrund spricht, den die Anhänger Franz Ferdinands empfanden, dann darf ich, bei aller Bescheidenheit, dies Gefühl auch von mir bekennen. Es gab kein Ziel mehr für alles politische Denken und Wollen! Und als Kaiser Karl endlich im Herbst 1918 für Zisleithanien den Nationalitätenbundesstaat proklamierte, während er den mad-



jarischen Zwangsstaat Ungarn unberührt ließ, war der Wahnsinn des dualistischen Systems der Monarchie auf die Spitze getrieben. Die politische Verblendung seines Volkes hat der größte aller Madjaren, hat Graf Stephan Tisza im November 1918 mit dem Leben bezahlt. Bei der Nachricht dieses Todes stand mir der Sommertag 1913 in Wien vor Augen, als ich ihm auf der Straße begegnete. Er kam vom ungarischen Palais in der Bankgasse und begab sich in die Hofburg zur Audienz beim Kaiser. Niemand hätte diesen großen, starken und starren Mann mit dem dunklen Vollbart und der Brille übersehen können; er war ein geborener Herrscher, der den ungarischen Reichstag unter seiner Faust hielt. Und kein Wunder, daß Bardolff seinen Herrn davor warnte, ihn zum Gespräch im Belvedere zu empfangen: Tisza sei so eine starke Persönlichkeit, daß er den Thronfolger in seine Netze ziehen werde!

Es sei noch erwähnt, daß ich, als 1914 der Weltkrieg ausbrach, die Namen der österreichischen Korpskommandanten kannte und den Untergang des kaiserlichen Heeres in vier entsetzlichen Jahren mit ehrlicher Trauer verfolgte, aber zugleich mit Bewunderung für die Leistung dieser Armee, die aus zehn verschiedenen Völkern bestand. Wenige Menschen im „Reiche“ haben wohl jenen österreichischen Tagesbericht vom Mai 1916 mit solcher Genugtuung gelesen und behalten, wie den von der großen Offensive gegen Italien „Der Angriff des Grazer Korps auf die Hochfläche von Lafraun hatte vollen Erfolg“. Gerade, weil ich immer aus besserem Wissen gegen die Legende vom „Kamerad Schnürschuh“ auftrat, habe ich im zweiten Weltkrieg auf Wunsch des Oberkommandos der Wehrmacht — es war der Hauptmann Zillich, der Siebenbürger, der mir den Auftrag persönlich erteilte — die „Tornister-Schrift“ über „Die geschichtliche Leistung des Deutschtums im alten Österreich“ geschrieben. Es wurde eine halbe Million Exemplare gedruckt; und die haben mir in Österreich viel Dank eingebracht.

Zum Schluß sei noch der kostbarsten Gabe gedacht, die mir meine Liebe zu Österreich verschafft hat: der Freundschaften, die ich gewann. Ich nenne zunächst einen Verstorbenen, der mich durch seine Freundschaft beglückte, Heinrich von Srbik; und nicht zuletzt sei es erlaubt, des Jubilars zu gedenken, dessen Arbeiten ich so manche Erkenntnis verdanke. Möge er diese wenigen Zeilen der Erinnerung als Ausdruck meines Dankes entgegen nehmen.